

HEYNE <

JENNY MILEWSKI

**ANGST-
MÄDCHEN**


THRILLER

Aus dem Schwedischen
von Max Stadler

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe YUKO erschien 2015 bei Styxx Fantasy

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Vollständige deutsche Erstausgabe 02/2017
Copyright © 2015 by Jenny Milewski
Copyright © 2017 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Printed in Germany
Redaktion: Nike Karen Müller
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung von © shutterstock/Subbotina Anna
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-43880-4

www.heyne.de

*Singen wir vom glücklichen Tag des Abiturs,
lasst uns fröhlich sein im Frühjahr der Jugend!
Noch klopft das Herz mit frischen Schlägen,
und die strahlende Zukunft gehört uns.
Keine Stürme wohnen noch in unseren Sinnen,
die Hoffnung ist unser Freund,
wir glauben an ihre Versprechen,
wenn wir einen Bund schließen im Hain,
wo die herrlichen Lorbeeren wachsen,
wo die herrlichen Lorbeeren wachsen!
Hurra!*

Traditionelles Verabschiedungslied
der Abiturienten in Schweden

1

Es ist 06.35 Uhr, und die Sonne ist noch nicht über den Häusern auf der anderen Seite des Yoyogi-Parks aufgegangen. Aber man kann trotzdem erkennen, dass der Morgen anbricht. Die nächtliche Finsternis löst sich an den Rändern auf, und die Neonschilder scheinen mit jeder Minute, die vergeht, schwächer zu leuchten. Der Verkehr verdichtet sich, und das Echo der unzähligen Autohupen hallt zwischen den Häuserwänden zu mir empor.

Wenn ich den Oberkörper nach vorn neige, kann ich den Strom früh aufgestandener Pendler aus den U-Bahn-Aufgängen herauswogen sehen. Wie ein Schwarm schwarzer Insekten warten sie im Halbdunkel an der Fußgängerrampe, bis diese auf Grün schaltet und sie weiterkrabbeln wie jeden Morgen, ein langer Arbeitstag liegt vor ihnen.

Fünfundzwanzig Stockwerke befinden sich zwischen mir und den Menschen da unten. Fünfundzwanzig Schichten aus Zimmerdecken und Böden in puppenkleinen Wohnungen trennen mich vom Rest des Lebens in dieser Stadt. Es hätte genauso gut ein ganzes Universum sein können.

Hier oben auf dem Dach ist alles anders. Die aufsteigende Sonne wirkt viel heller und der Wind frischer. Das Volumen meiner Sinne ist voll aufgedreht, sie pressen das Maximum aus allen Eindrücken an diesem letzten Morgen heraus.

Ich spüre, wie der raue Beton die nackte Haut meiner Füße kitzelt und wie der Wind mir die Haare ins Gesicht weht, bis ich nur noch Streifen vom Himmel in den Ritzen des schwarzen Haarvorhangs sehen kann. Ich hatte noch nie so lange Haare wie jetzt. Zehn Jahre lang habe ich sie wachsen lassen im Warten auf diesen Tag.

Am liebsten hätte ich die Hand gehoben und die Haare zur Seite gestrichen, um den letzten Sonnenaufgang voll und ganz wahrzunehmen. Aber ich will mich nicht rühren, will nicht riskieren, das Gleichgewicht zu verlieren; ich will nicht, dass der Wind meine Kleidung packt und mich mitzieht. Noch nicht.

Ich schiebe mich ein paar Millimeter nach hinten und stemme die Fersen gegen die Betonkante, die das Dach umrahmt. Wende das Gesicht der aufgehenden Sonne zu und schließe die Augen.

»Das hier kann der Augenblick sein, der unsere Leben auf immer verändert«, flüstere ich dem Wind, der Sonne und dem Himmel zu.

Das pflegte der Amerikaner immer zu sagen.

Der Amerikaner wohnte in Bungalow Nummer 4. Er wohnte schon dort, als ich ankam, und war noch da, als ich vor zwei Tagen von der Insel wegfuhr. Vermutlich wird er noch lange dortbleiben.

Er war ein typischer Überwinterer, der Amerikaner. Einer, der früher ein normaler Tourist gewesen war. Der nur Urlaub machen wollte, aber aus irgendeinem Grund hängen geblieben und abseits gelandet war. Abseits des Tourismus, des

Lebens und der Zeit an sich. Während andere wieder nach Hause fuhren und die Reise in verstaubten Fotoalben verblässen ließen, blieb der Überwinterer da; in denselben ausgebleichten Khakishorts, Surferhemden und falschen Marken-Flipflops wie zuvor. Im Laufe der Zeit immer grauer und schwerer, aber im Grunde derselbe, der er immer gewesen war.

Der Amerikaner erzählte nie, wie alt er war. Und das Alter von Leuten wie ihm ist immer schwer zu bestimmen. Auch seinen richtigen Namen kannte ich nicht. Nur das »Mr. America«, das die Jungen im Hafen ihm hinterherzurufen pflegten, wenn er vorbeiging. Manchmal fuhr er auf einem Taucherboot mit den Ausbildern aufs Meer hinaus und half ihnen mit der Ausrüstung, und abends stand er in einem der Strandrestaurants am Grill. Ein bisschen was verdiente er dabei vermutlich, aber seine hauptsächliche Versorgung musste er sich anderweitig organisieren. Wie, wusste ich nicht.

Bungalow Nummer 4 war unmittelbar an meinen angebaut, und die Wände waren sehr dünn. Deshalb wusste ich, dass der Amerikaner nachts auch nicht schlief. Manchmal hörte ich ihn nebenan herumfuhrwerken und bald darauf die Tür öffnen und hinausgehen, um einen Spaziergang zu machen. Dann wartete ich, bis er zurück war, bevor ich selbst hinausging. Ich vermute, dass er es genauso hielt.

Aber manchmal geschah es, dass wir die Türen gleichzeitig öffneten und auf unsere kleinen Veranden traten. Dann brachten wir es nicht über uns, wieder hineinzugehen, sondern unternahmen unseren nächtlichen Spaziergang gemeinsam.

Man verirrt sich leicht, wenn man sich nachts auf der Insel fortbewegte. Auf unserer Seite der Insel erreichte die Flut in der Nacht ihren Höhepunkt, und der tagsüber sehr breite Strand verschwand vollkommen. An manchen Stellen musste man ins Meer hinauswaten und sich an herabhängenden Büschen vorbeizwängen, während einem das Wasser bis zu den Knien reichte. Und dann war da die Finsternis. Die Dieselgeneratoren, die in den abgelegeneren Teilen der Insel die Stromversorgung sicherten, wurden meistens um Mitternacht abgestellt, um Brennstoff zu sparen, und dann gab es keine Lichter mehr, an denen man sich orientieren konnte. Ohne Taschenlampe war es fast unmöglich, wieder zurückzufinden. Ich dachte oft, dass die Nächte auf der Insel ebenso schwarz waren wie eine Winternacht im Wald hinter dem Haus meiner Eltern. Nur wärmer und schwüler.

Der Amerikaner und ich wechselten kaum ein Wort während unserer nächtlichen Spaziergänge. Wir gingen schweigend nebeneinander her und lauschten dem Rauschen der Kokospalmen, dem Gesang der Zikaden und den Rufen der Geckos. Dreimal hintereinander quäkte ein Gecko. Immer dreimal. Wenn man einen Gecko weniger oder öfter quäken hört, bringt das Unglück, sagt man. Ich weiß nicht, ob das stimmt, und es ist mir auch egal. Ich weiß bereits, woher mein Unglück kommt.

Nein, wir redeten nicht viel, der Amerikaner und ich. Ich fragte ihn nie, weshalb er nachts nicht schlief. Und er fragte mich nicht. Daher weiß ich auch nicht, ob er meine Schreie durch die Wand hören konnte.

Manchmal gingen wir auf die andere Seite der Insel zu einer Felsformation, die angeblich, so steht es in den Reise-

führen, einem sitzenden Buddha ähnelt. Dort setzten wir uns in den weißen Sand oder auf eine Sonnenliege, die jemand dort vergessen hatte, und warteten auf den Sonnenaufgang. Von unserer Seite der Insel konnte man den Sonnenaufgang nicht sehen. Man konnte ihn sich nur vorstellen.

Wenn der erste Streifen des Sonnenplaneten den Horizont erklomm, sagte der Amerikaner immer:

»Das hier kann der Augenblick sein, der unser Leben für immer verändert.«

Nur auf Englisch natürlich.

Ich habe nie begriffen, warum er das sagte. Vielleicht war es eine Art Anmache, die ich nicht kapierte. Ich habe seit Langem alles vergessen, was ich einst von dem Spiel zwischen Männern und Frauen wusste. Oder es war ein Zitat aus einem Film, den ich nicht gesehen hatte.

Ich antwortete nie, wenn er das sagte, und der Amerikaner schien auch keine Antwort zu erwarten.

Ich habe manchmal darüber nachgedacht. Ob es wirklich solche Augenblicke gibt, die ein ganzes Leben verändern können; Gelegenheiten, bei denen man hätte innehalten und sagen können:

»Genau jetzt wird mein Schicksal besiegelt. Bis hierhin konnte alles Mögliche passieren. Aber dieser eine Augenblick wird mein Leben für immer verändern.«

Ich glaube nicht. Ich denke, dass unser Leben von einer ganzen Perlenkette aus Ereignissen und Entscheidungen geformt wird. Manche sind so unbedeutend wie Kieselsteine, die von einem Fluss mitgerissen werden, ohne etwas zu bewirken. Andere sind wie Felsblöcke, die die Richtung des

Stroms auf immer verändern. Aber was ein Kieselstein ist und was ein Steinblock, weiß man nicht immer so leicht. Und die Folgen unserer Entscheidungen, getroffen nach bestem Wissen und Gewissen und mit allen in dem Moment zugänglichen Informationen, werden uns zumeist erst im Nachhinein bewusst. Wenn alles zu spät ist.

Daher weiß ich auch nicht sicher, wann meine Geschichte anfängt. Zu welchem Zeitpunkt sich der Felsblock meines Lebens in Bewegung setzte und der Weg in Richtung Ende unwiderruflich eingeleitet wurde. Vielleicht beginnt sie an einem kalten Dezemberabend auf einem Friedhof außerhalb von Linköping. Oder als ich zum ersten Mal den Schlüssel in das Schloss des Zimmers in der Ryds Allé 23 steckte. Oder als der Annahmebescheid der Universität in dem Briefkasten vor dem Haus meiner Eltern landete. Oder aber mein Ende war bereits unerschütterlich vorherbestimmt, als ich geboren wurde.

Ich weiß es nicht, und es spielt auch keine Rolle mehr, wann die Geschichte anfängt. Ich weiß nur, dass sie genau hier endet, am 10. März 2003, auf einem Dach in Tokio in der Morgendämmerung.

Man sagt, der Weg in die Hölle sei gepflastert mit guten Vorsätzen. Und ich bin sicher, dass keiner von uns etwas anderes als gute Vorsätze hatte. Trotzdem landeten wir alle miteinander in der Hölle. Für manche von uns ging es schnell, bei mir dauerte es über ein Jahrzehnt.

Es ist zehn Jahre und drei Monate her, dass ich Schweden verlassen habe. In zehn Jahren passiert viel auf der Welt. Die Handys sind gekommen, und das Internet – sogar auf der Insel gab es eine Verbindung über Satellit, wenn man

Glück hatte. Der Jahrtausendwechsel kam und ging, und vor anderthalb Jahren krachten zwei Flugzeuge in das World Trade Center in New York. Sie sagen, dass die Welt nie wieder dieselbe sein wird – und das stimmt sicherlich. Aber für mich ist das egal. Auch ich bin abseits von Zeit und Leben gelandet. Ich bin ein Überwinterer geworden, genau wie der Amerikaner.

Aber jetzt ist es bald vorbei. Die ersten Sonnenstrahlen klettern über die Dächer der Hochhäuser vor mir und wärmen mein Gesicht, dem Himmel zugewandt. Ich weiß, dass der Zeitpunkt gekommen ist. Zehn Jahre sind eine lange Zeit, aber jetzt ist mein Warten endlich vorüber. Ich spüre, wie ihr langes schwarzes Haar meinen Nacken kitzelt und wie ihre feuchten Finger über meinen Rücken gleiten.

Sie ist jetzt da. Yuko.

2

Am 16. November 1992 kam ich zum ersten Mal in die Ryds Allé 23.

Es war ein Montag in der tristen Zeit zwischen Herbst und Winter, wenn man über das Wetter morgens beim Aufwachen nur eins wusste, nämlich, dass es ungemütlich sein würde. Graue Wolken hingen über den Hausdächern und drohten, jederzeit ihre Last aus Schnee oder Regen oder einer Mischung aus beidem abzusondern. Die Zweige der Bäume reckten sich wie kahle Finger in den Himmel, und es war schwer, sich vorzustellen, dass es irgendwann wieder Sommer sein würde.

»Jetzt bist du froh, hm?«, sagte Johanna und schlug mich neckend mit dem Fäustling auf den Arm. Wir standen bibbernd auf der Straße, meinen gesamten Besitz zu Füßen. Es war nicht besonders viel. Mit vereinten Kräften hatten wir alles eine halbe Stunde zuvor in Lambohov in den Bus gehievt.

Vor uns lag ein dreistöckiges Gebäude aus weißem Kalksandstein mit schwarzen Fensterrahmen, das alles andere als einladend aussah. Es war Ende der Siebziger gebaut worden und hätte eine Renovierung nötig gehabt. Links vom Haus befand sich ein kleiner Parkplatz, und rechts davon lagen

mehrere weiße Schuppen, voneinander abgetrennt durch asphaltierte Wege und winzige Grünflächen. Hinter dem Parkplatz mühte sich ein kleines Wäldchen vergebens, das Gefühl von »Nähe zur Natur« zu wecken, das in der Informationsbroschüre der kommunalen Wohngenossenschaft versprochen wurde. Ein Stück entfernt konnte man die grauen Betonbunker des Einkaufszentrums erkennen, und jenseits davon erstreckte sich der Rest des Studentenwohnviertels, die Quelle der unendlichen Karawane von Rad fahrenden Studenten, die jeden Morgen die Fahrradwege in Richtung Uni bevölkerten, bei Sonnenschein und bei Regen, bei Hitze und bei Kälte – und bei ständigem Gegenwind.

Ob ich froh war? Ich war überglücklich. Ich liebte das alles bereits, die schmutzig graue Fassade, die kleinen Balkons mit ihren verwaisten Grillapparaten und rostigen Balkonmöbeln und das fleckige Wellblechdach des Fahrradstellplatzes vor dem Eingang. Davon hatte ich jeden Abend geträumt, bevor ich auf dem buckligen Klappsofa in meinem engen Übergangszimmer mit Pelargonien auf dem Fensterbrett und Leinwanddrucken an den Wänden einschlief. Zwei Monate lang hatte ich jeden Tag gehofft, dass endlich ein Brief der Wohngenossenschaft auf dem Spitzentuch des kleinen Flurtisches liegen würde, wenn ich von der Uni zurückkam. Hatte auf die Nachricht gewartet, dass ich endlich eine Wohnung zugewiesen bekommen hatte und angewiesen wurde, innerhalb von fünf Tagen zu antworten, sonst würde »das Objekt an den nächsten Bewerber vergeben, weitere Angebote können nicht garantiert werden«. Jetzt war dieser Tag endlich da, die Pelargonien und Leinwanddrucke lagen für immer hinter mir, und der Schlüssel zu meinem eigenen

Studentenzimmer brannte fast ein Loch in meine Tasche. Nun würde das richtige Studentenleben beginnen.

Ich packte meine Koffer und folgte Johanna. Sie war bereits die Stufen zum Eingang hinaufgestapft, in jeder Hand einen Pappkarton. Noch bevor ich die Tür zum Flur im dritten Stock aufschloss, wusste ich genau, wie es aussehen würde. Ein langer Korridor mit Türen zu sechs Zimmern, drei auf jeder Seite. Am Ende des Korridors ein gemeinsamer Aufenthaltsraum mit einem zerkratzten und fleckigen Esstisch, einem gebraucht gekauften Fernseher und einem durchgesehenen Sofa aus zweiter Hand, vermutlich mit braun gestreiftem Stoff bezogen. Im Aufenthaltsraum würde sich auch die Küche befinden: mit zwei Kühlschränken, zwei Herden und zwölf Küchenschränken, zwei pro Bewohner. In den Kühlschränken würden jedem Bewohner zwei Fächer zugeteilt sein, und in einem davon würden seit Langem vergessene Essensreste liegen, auf denen sich Schimmel breitmachte. Und an der Wand in der Küche würde ein handgeschriebener Zettel hängen, auf dem entweder »Deine Mama arbeitet hier nicht!« oder »Wer sein Zeug nicht abspült, wird sterben« stand.

Johanna und ich traten in den kleinen Vorraum hinter der Eingangstür und zogen unsere Schuhe aus. Schmutz in den gemeinsamen Bereich zu bringen war eine der Todsünden im WG-Leben, das hatte ich gelernt. Die Miete schloss nur das Säubern des Treppenhauses und der Waschstuben ein. Die Schuhablage war mit Turnschuhen, Stiefeln und Hausschuhen vollgestopft. Fast feierlich schob ich ein Paar Birkenstock beiseite, um Platz für meine Winterstiefel zu schaffen. Johanna sah mir zu und lächelte.

Mein Zimmer lag rechts vom Eingang in der Mitte mit je einem Zimmer zur Linken und zur Rechten. Bevor ich die Tür aufschloss, öffnete ich den Brief der Wohngenossenschaft und nahm den kleinen Plastikstreifen heraus. Ich zog die Schutzhülle ab und befestigte das Schild mit meinem Namen an der Tür. »Jetzt gehörst du mir«, flüsterte ich lautlos.

Johanna und ich trugen das Gepäck hinein und stellten es auf dem Boden ab. Das Zimmer sah genauso aus, wie ich es erwartet hatte. Linoleumboden und Hutablage aus Metall. Standardbett, Standardschreibtisch, Standardbücherregal, alles aus lackiertem Fichtenholz. Ein Standardvorhang vor dem Fenster und eine weiße, biegsame Metalllampe, die an der Schreibtischplatte festgeschraubt war. Alles stimmte mit den Inventarangaben auf der Innenseite der Tür des Standardkleiderschranks im Eingangsbereich meines Zimmers überein.

Es war nichts Besonderes, ein Studentenzimmer wie Tausende andere schwedische Studentenzimmer. Aber vor dem Fenster würde eine große Linde ein Natur-Feeling wecken, wenn der Frühling kam. Und mit meinen Bildern an den Wänden und der warmen Decke meiner Großmutter auf dem Bett konnte es hier richtig gemütlich werden.

»Schönes Zimmer«, meinte Johanna und sah sich um. »Größer als meines, glaube ich. Nur schade wegen dem Baum, ohne den wäre es heller. Aber man kann nicht alles haben.«

Ich trug einen von den Kleiderkoffern zum Kleiderschrank. Am besten fing ich sofort mit dem Auspacken an, sonst würden die Sachen wochenlang kreuz und quer herumliegen – wenn ich mich selbst richtig einschätzte.

Johanna wühlte ziellos in den Pappkartons. Ich musste

innerlich über ihre Rastlosigkeit grinsen. Johanna war eine gute Freundin. Sie hatte keinen Augenblick gezögert und mir beim Umzug geholfen, obwohl ich wusste, dass sie viel lernen musste. Es war mir schon immer schwergefallen, Freunde zu finden, und nach drei Monaten im ersten Semester war Johanna noch immer die Einzige, der ich vertraute. Dabei waren wir sehr unterschiedlich. Johanna war immer ungeduldig, ständig irgendwohin unterwegs; hin zu neuen Abenteuern und neuen Revieren, die es zu erobern galt. Im Gegensatz zu mir.

»Ich danke dir sehr für deine Hilfe, Johanna«, sagte ich. »Aber ich denke, jetzt komme ich allein klar. Wenn du noch was anderes vorhast, meine ich.«

Johanna schob sofort die Kartons weg und trat zu mir.

»Bist du sicher? Ja, ich sollte wohl los. Ich hab' ja bald die Wiederholungsprüfung in externer Buchführung«, sagte sie und verzog das Gesicht. »Ich muss nur noch mal kurz aufs Klo. Jemand muss ja schließlich dein neues Badezimmer einweihen, nicht wahr?«

Nach ausführlichem Herumkramen in einem Karton förderte ich eine Rolle Toilettenpapier zutage, und Johanna ging ins Bad und schloss die Tür hinter sich.

Johanna ist in mein Bad gegangen, dachte ich, zog den untersten Schub des Kleiderschranks heraus und fing an, meine selbstgestrickten Pullover hineinzulegen. Bald wird sie die Spülung meiner Toilette betätigen, und dann wäscht sie sich die Hände an meinem Waschbecken. Meinem Waschbecken, das mir gehört. Schöne Gedanken.

Ein paar Sekunden darauf hörte ich Johannes erregte Stimme durch die Badezimmertür:

»Nein, das kann doch nicht wahr sein!«

»Was ist los?«, rief ich.

»Diese Drecksäcke. Haben mir eiskalt ins Gesicht gelogen.«

Ich erhob mich schwerfällig und ging ins Bad. Johanna stand gleich hinter der Tür und deutete vorwurfsvoll Richtung Wand.

»Schau hin!«

»Ja, was denn? Das ist eine Badewanne«, sagte ich.

»Genau. Eine Badewanne«, erwiderte Johanna und klang höchst beleidigt. »Du hast eine Badewanne. Die von der Vermietung haben mir gesagt, dass es keine Studentenzimmer mit Badewanne mehr gibt. Lügner! Ich will auch eine Badewanne und nicht nur eine blöde Dusche.«

Wir traten näher heran und schauten uns die verhasste Wanne genauer an.

»Sie ist ganz klein«, sagte ich und linste zu Johanna hinüber, die mit schmollend vorgeschobener Unterlippe und vor der Brust verschränkten Armen dastand. »Und ganz abgenutzt. Schau da, am Boden ist es ganz zerschrammt.«

»Aber es ist trotzdem eine Badewanne«, antwortete Johanna stur.

»Die bestimmt eine Ewigkeit braucht, bis sie vollgelaufen ist und keinen dichten Ablauf hat. Und schau da am Boden, die Fugen hier sind ganz verdreckt. Bei dir ist es total praktisch, du hast einen Kunststoffboden, in den der Abfluss eingelassen ist. Richtig schick, kackbrauner Kunststoffboden ist der letzte Schrei, hab' ich gehört.«

Johanna kicherte und bohrte mir ihren Ellenbogen in die Seite.

»Ach, du kannst gern deine versifftte alte Badewanne haben, du kleine Spinnerin. Jetzt raus mit dir, damit ich endlich pinkeln kann.«

Johanna ging nach einer festen Umarmung und dem Versprechen, dass ich ihr das nächste Mal, wenn wir ausgingen, als Dank für die Hilfe einen Martini spendieren würde. Ich muss so nervös ausgesehen haben, wie ich mich fühlte, denn bevor sie verschwand, strich sie mir aufmunternd über den Arm und sagte:

»Es wird alles gut, du wirst schon sehen. Wenn ich weg bin, drehst du eine Runde im Flur, spionierst ein bisschen in den Kühlschränken und schaust dir alle Namensschilder an. Damit du vorbereitet bist, wenn die anderen nach Hause kommen. Leute in einem Wohnheim muss man nicht treffen, um sie kennenzulernen, es reicht, wenn man die Zeichen deuten kann. Wie bei ihm da zum Beispiel.«

Johanna deutete auf die geschlossene Tür gegenüber von meinem Zimmer. »Per Holmberg« stand auf dem Namensschild, und die Tür wurde fast gänzlich von einem Plakat bedeckt, das Werbung für das Konzert einer Band machte, von der ich noch nie gehört hatte. Am Türgriff hing ein Schild mit dem Text »Do not disturb. History is being made«. Und auf dem Boden neben der Tür stand ein Paar große schmutzige Schuhe aus weißem, perforiertem Leder mit dicken Sohlen.

»Studiert irgendwas mit Verwaltungsrecht oder besucht verschiedene Kurse in Soziologie. Ungefähr zwei Meter groß, wirres Haar und kariertes Hemd. Hat einen Nebenjob als Koch, vermutlich im Flamman. Bestimmt ein netter Typ.«

Johanna grinste, als sie meine verblüffte Miene sah, und zuckte die Achseln.

»Vorurteile, mein lieber Watson. Vorurteile und Erfahrung. Und die da.« Sie deutete auf die weißen Schuhe.

»Solche Schuhe haben nur Köche oder Krankenschwestern. Und bei der Schuhgröße dürfte da drin kaum ein Zwerg hausen.«

Dann ging sie und ließ mich allein in meinem neuen Heim zurück.

3

Eine Stunde später blieben von dem Einzug nur noch zwei leere Reisekoffer und eine Papiertüte mit Küchenutensilien, die ich später in die Küche bringen wollte.

Was sollte ich mit den Koffern machen? Im Kleiderschrank gab es keinen Platz, und unter das Bett passten sie auch nicht. Hatte ich vielleicht eine Art Abstellraum? Ich holte den Brief der Wohngenossenschaft hervor. Tatsächlich, darin lag ein Extraschlüssel, auf dem »Kellerabteil C 305« vermerkt war. Das erste Kellerabteil meines Lebens.

Bevor ich die Tür öffnete, ging ich ins Bad und stellte mich vor den Spiegel. Ich spritzte mir ein wenig Wasser ins Gesicht, trocknete mich mit einem Handtuch ab und blickte mir tief in die Augen.

»Hallo, ich heiße Malin«, sagte ich zu mir und übte ein Lächeln. Aber als ich in den Flur trat, waren die anderen Türen noch immer geschlossen, und aus der Küche drangen keine Geräusche.

Auf dem Weg in den Keller blieb ich kurz stehen und las die Namensschilder, wie Johanna es mir geraten hatte. Links neben meinem Zimmer wohnte »Camilla Larsson«, und im Zimmer rechts von mir »Richard Hanselius«. Weder die Ausstattung der Türen noch die Namen auf den Schildern weckten bei mir irgendwelche Assoziationen.

Der Keller des Hauses bestand aus einer langen Reihe von rechteckigen Abschnitten, die mit Hasendraht unterteilt waren. Die mit Hängeschlössern versehenen Türen zu den Räumen waren ebenfalls aus Hasendraht. Die meisten Abstellräume waren bis zum Platzen mit Fichtenmöbeln der Wohngenossenschaft, Umzugskartons, Golftaschen, Skiausrüstungen und anderen Besitztümern vollgestapelt, die in den Zimmern des Wohnheims keinen Platz hatten. Als ich auf den Lichtschalter drückte, wurde der Keller von einem grellen Neonlicht erhellt, das mehrere Furcht einflößend blinkende Röhren an der Decke verbreiteten. Ich fühlte mich wie in einem Horrorfilm.

Das Abteil, das zu meinem Zimmer gehörte, lag fast ganz am Ende gleich unter der am heftigsten blinkenden Leuchtröhre. Es war leer. Oder fast leer.

Nachdem es mir gelungen war, das Hängeschloss zu öffnen, und ich meine Koffer auf den Boden stellte, bemerkte ich, dass hinten im Raum zwei Kartons an der Wand standen. Zwei braune Umzugskartons, übereinander, in dem sonst leeren Kellerabteil.

Zuerst starrte ich reglos die Kartons an. Vermutlich lag das nur an dem unbehaglich blinkenden Licht der Neonröhre, aber der Anblick erfüllte mich mit Angst, als könnten sich die Kartons öffnen und ein brüllendes Monster daraus hervorspringen.

Schließlich riss ich mich zusammen. Ich trat auf die Kartons zu und machte den oberen auf. Natürlich geschah nichts, kein Monster sprang heraus, und kein Leichengeruch schlug mir entgegen, als ich die Deckel aufklappte. Ich

schaute hinein. Der Karton schien voller Papiere, Bücher und anderer Dinge zu sein, die man in einem Umzugskarton in einem Kellerabteil vermuten würde. Dinge, die ein früherer Mieter hinterlassen haben konnte. Ich seufzte genervt. Typisch. Jetzt musste ich die Wohngenossenschaft anrufen und mich beschweren. Ausgerechnet ich, die so etwas verabscheute.

Ich verschloss den Karton wieder und stellte meine leeren Koffer in die andere Ecke, möglichst weit weg von den fremden Kartons.

Als ich wieder in mein Stockwerk kam, war eines der Studentenzimmer nicht mehr geschlossen.

Ich blieb kurz mit dem Rücken an die Eingangstür gelehnt stehen und redete mir ins Gewissen, nicht so bescheuert zu sein. Wie albern war es denn, allein bei dem Gedanken, einen unbekanntem Flurnachbarn grüßen zu müssen, feuchte Hände und Bauchkneifen zu bekommen? War es nicht das, wonach ich mich die ganze Zeit über gesehnt hatte? In einem Wohnheim zu leben bedeutete, neue Menschen kennenzulernen, so war es ganz einfach. Und war ich nicht wenige Monate zuvor bei der Einführungsveranstaltung des neuen BWL-Jahrgangs genauso nervös gewesen, bevor ich Johanna getroffen hatte? Es galt schlicht, den Stier bei den Hörnern zu packen und es hinter mich zu bringen.

Es war die Tür zu dem Zimmer gegenüber von meinem, die offen stand; wo Per Holmberg mit dem Konzertplakat und den Kochschuhen wohnte. Während ich vor meiner Tür nach dem Schlüssel kramte, schaute ich mich verstohlen um und lugte in sein Zimmer. Ich konnte niemanden sehen, aber

ich glaubte, aus der Küche ein vergnügtes Pfeifen zu vernehmen. Mein neuer Nachbar bereitete sich ganz offenbar ein frühes Abendessen zu.

Bevor ich besagten Stier bei den Hörnern packte, ging ich in mein Zimmer, tauschte meine ausgewaschene Jogginghose gegen eine Jeans und fuhr mir mit einer Bürste durchs Haar. Einen Moment lang erwog ich, mich auch zu schminken, beschloss aber, es sein zu lassen. Es wäre dumm, einen Standard zu setzen, den ich später nicht mehr erreichen würde.

Ich nahm die Tüte mit meinen Küchenutensilien und trat wieder auf den Flur. Ich kam an den geschlossenen Türen der Zimmer in der Nähe der Küche vorbei. Sie gehörten einem Torbjörn und einer Rebecka. Dann betrat ich den Aufenthaltsraum. Er sah in etwa so aus wie in allen anderen Wohnheimen, die ich schon besucht hatte. Ganz vorn stand eine ramponierte Sofagruppe hinter einem dunkel gebeizten, flachen Tisch, auf dem Fernbedienungen und alte Fernsehzeitschriften lagen. Dem Sofa gegenüber stand ein altertümlicher Fernseher mit dazugehörigem Videogerät, und an der Wand zur Küche hin ein Esstisch aus Fichte, um den sich sechs Stühle reihten. Die einzige Verzierung war eine Collage aus Fotos an der Wand über dem Esstisch.

Ich ging auf das Scheppern der Töpfe zu und trat in die Türöffnung, die zur Küche führte. An einem der Herde stand ein großer junger Mann mit blonden, halblangen Haaren. Er drehte mir den Rücken zu und briet eine Wurst. Er trug eine Jeans und – genau wie Johanna weisgesagt hatte – ein kariertes Hemd mit aufgekrempeelten Ärmeln.

Ich blieb in der Türöffnung stehen und hoffte, er habe mich kommen hören und würde sich bald umdrehen, ohne

dass ich so tun musste, als würde ich husten, oder etwas anderes ähnlich Doofes. Aber am Ende musste ich aufgeben.

Bei meinem Husten zuckte er zusammen und fuhr herum. Als er mich erblickte, riss er die Augen auf und ließ seine Gabel zu Boden fallen. Er schien vor Schreck wie gelähmt zu sein.

»Oh entschuldige, ich wollte dich nicht erschrecken«, stammelte ich und machte ein paar Schritte rückwärts, um meine Ungefährlichkeit zu unterstreichen. Mein dümmliches Lächeln verblasste. »Ich wollte nur hallo sagen. Ich heiße Malin und bin heute hier eingezogen.«

Zunächst schien er mich nicht zu hören und starrte mich weiterhin mit aufgerissenen Augen an. Aber dann schüttelte er den Kopf und erwiderte mein Lächeln.

»Tut mir leid, ich dachte...«, setzte er an, hielt abrupt inne und lächelte verlegen. »Ach, das spielt keine Rolle. Herzlich willkommen, Malin. Ich bin Pelle. Ich hoffe, du wirst dich hier wohlfühlen.«

Pelle zeigte mir, welche Küchenschränke für mich waren, und ich räumte meine Sachen ein. Er war ein redseliger Typ, und bald wusste ich, dass er nicht Soziologie studierte, sondern Informatik, und dass er in der Tat nebenher als Koch arbeitete. Jedoch nicht im Flamman, wie Johanna vermutet hatte, sondern im Herrgår'n, dem Studentenpub mitten in Ryd.

Nach einer Weile kam ein blondes Mädchen mit einer Plastiktüte vom Supermarkt in der Hand in die Küche und stellte sich als Camilla vor, ehe sie die Waren in den Kühlschrank räumte. Ich kannte sie. Sie war ein Jahr über mir und betreute als Patin einen Jungen in meinem Kurs. Sie und

die anderen Paten hatten mit uns Neulingen in den ersten Wochen des Semesters Partys veranstaltet, und ich erinnere mich, dass ich sie für eine dumme Kuh gehalten hatte. So fröhlich und keck und positiv, wie ich selbst nie sein würde. Ich bemühte mich, mir das nicht anmerken zu lassen, als ich ihr hallo sagte, man muss den Menschen ja eine ehrliche Chance geben. Camilla ihrerseits schien mich überhaupt nicht wiederzuerkennen – oder tat zumindest so. Als Pelle uns einander vorstellte, war ihr Lächeln angespannt, und ihr »Oh, wie nett« klang ein bisschen zu schrill. Der Klumpen in meinem Magen, der mir sagte, dass ich nicht hierher gehörte, machte sich bemerkbar.

Als ich Camillas Tüte mit Lebensmitteln sah, ging mir auf, dass ich auch einkaufen sollte, ich hatte seit dem Frühstück nichts mehr gegessen und fing an, ordentlich hungrig zu sein. Also entschuldigte ich mich bei Per und Camilla und ging ebenfalls in den Supermarkt im Einkaufszentrum von Ryd.

Als ich eine halbe Stunde später zurückkam, hatte Per aufgegessen und war in sein Zimmer zurückgegangen. Camilla saß mit einem Salat und einem Glas Wasser vor sich an dem Tisch im Aufenthaltsraum.

Neben ihr hockte ein kleiner, blasser Typ, der wie die Karikatur eines nerdigen Ingenieursstudenten aussah. Er hatte eine Frisur, die zu einem Zwölfjährigen gepasst hätte, und trug eine Brille, die zu niemandem gepasst hätte. Am rechten Arm trug er eine digitale Armbanduhr der Marke Casio, und er hatte einen weißen Pullover an, auf dessen Brust das Logo der Uni prangte.

Als der Typ mit der Brille mich sah, lief er sofort rot an

und blickte auf seinen Teller herab. Camilla grinste und stieß ihn in die Seite.

»Na, Torbjörn, jetzt sag mal hallo zu Malin. Sie ist heute hier eingezogen.«

Torbjörn öffnete den Mund, um etwas zu sagen. Aber bevor er einen Laut hervorgebracht hatte, redete Camilla weiter:

»Ja, in das leere Zimmer, meine ich.« Sie betonte jede Silbe und sah ihm in die Augen, als wäre er ein ungehorsames Kindergartenkind.

Torbjörn schloss den Mund wieder und begnügte sich mit einem freundlichen Nicken. Ich beschied währenddessen, dass Camilla definitiv die Chance verwirkt hatte, bei mir einen guten Eindruck zu hinterlassen. Sie war wirklich eine dumme Kuh.

Ich wandte mich demonstrativ direkt an Torbjörn und sagte:

»Hallo Torbjörn. Schön, dich kennenzulernen.« Dann nahm ich die Tüte mit meinen Einkäufen und ging in die Küche. Camilla rief mir nach:

»Rechter Kühlschrank. Die zwei untersten Fächer sind deine, und das oberste im Gefrierschrank.«

Ich folgte ihren Anweisungen und stopfte Milch, Butter und Käse in den Kühlschrank sowie zwei Pizzen in mein Gefrierfach. Dann stand ich einen Moment lang da und starrte auf mein Essen, das von Dingen umgeben war, die andere Menschen gekauft hatten; andere Menschen, die ich noch nicht kannte, mit denen ich aber von nun an den Alltag teilen würde. Es war ein merkwürdiges Gefühl.

4

Später am Abend hockte ich auf dem Sofa im Aufenthaltsraum zwischen Pelle und Torbjörn und schaute *Eine schrecklich nette Familie*. Am Esstisch hinter uns saß Richard Hanselius und aß ein Sandwich. Er war eine halbe Stunde vorher in der Küche aufgetaucht, und ich hatte schon jetzt die Nase voll von ihm. Richard hatte sich mit einem schlaffen Händedruck vorgestellt und umständlich erzählt, dass er ein Urlaubssemester genommen hatte, um als Vertrauensperson in einer der Studentenorganisationen zu arbeiten. Bislang hatte Richard Hanselius sämtliche meiner Vorurteile über Studentenpolitiker bestätigt. Hochnäsig, arrogant und ziemlich nervig.

»Ich kapiere nicht, wie ihr euch jeden Abend so einen Mist ansehen könnt. Jede Folge ist wie die andere, und dieser Ted Bundy ist doch kein bisschen komisch, nur behämmert. Um neun müssen wir auf jeden Fall zu den Nachrichten umschalten, nur, damit ihr Bescheid wisst. Ich will hören, was Bengt Dennis zur Verteidigung der Krone zu sagen hat.«

Pelle seufzte hörbar und flüsterte mir theatralisch »Verbindungsfuzzi« ins Ohr.

»Er heißt Al Bundy, nicht Ted Bundy. Ted Bundy war ein amerikanischer Serienkiller, der vor drei Jahren hingerichtet wurde, hätte echt gedacht, dass du das weißt, Richard. Du

bist doch sonst immer so gut informiert. Aber ja, wir schalten nachher zu den Nachrichten um neun. Wir können ja alle nicht schlafen, wenn wir nicht gehört haben, was der Chef der Riksbank zur Bankenkrise erzählt«, sagte Pelle und blinzelte mir zu. Ich fragte mich, ob sie sich wirklich nicht mochten oder ob das nur ein freundschaftliches Scharmützel war.

Bevor Richard antworten konnte, ertönte das Klingeln eines Telefons aus dem Flur. Alle hielten inne und lauschten gespannt, um es dem richtigen Studentenzimmer zuzuordnen.

Das Telefon klingelte noch zweimal, bevor Pelle mich mit dem Ellbogen anstupste und sagte:

»Willst du nicht rangehen, Malin?«

Ich lief mit knallroten Wangen zu meinem Zimmer. Wie peinlich. Ausgerechnet ich, wo ich doch so glücklich über meinen Besuch in dem Laden von Televerket in der Kungsgatan gewesen war; meine erste eigene Telefonnummer und das neue schwarze Telefon auf dem Schreibtisch. Ein eigenes Telefon mit einer eigenen Telefonrechnung. Keine Eltern, die sich wegen zu langer Gespräche beklagten und keine kleine Plastikdose mit der Aufschrift »1 Krone pro fünf Minuten. Vergiss bitte nicht zu bezahlen!« wie bei meinen Vermietern in Lambohov.

Ich erreichte meinen Schreibtisch, als das sechste Klingeln verhallte, und hoffte, dass der Anrufer noch nicht aufgelegt hatte.

»Hallo, hier ist Malin«, antwortete ich außer Atem.

Erst war nur ein seltsames Rauschen in der Leitung zu hören, wie das Geräusch von Elektrizität, die sich durch die Telefonleitungen zwängte. Es war ein unbehagliches Ge-

räusch, und ich war gezwungen, den Hörer ein Stück weit vom Kopf wegzuhalten, um keine Ohrenschmerzen zu bekommen.

»Hallo? Sie sprechen mit Malin Granström. Ist da jemand?«, versuchte ich es erneut und runzelte die Stirn. Verdammtes Televerket, konnte nicht auch mal etwas auf Anhieb funktionieren?

Ich lauschte weiter. Das Geräusch war noch immer da, aber dann vernahm ich ein schwaches »Hallo«. Es war die Stimme meiner Mutter, sonderbar verzerrt und übertönt von dem Rauschen. Es folgte ein verwirrtes Hin und Her von »Hallo, hörst du mich?« und »Bist du dran, Liebes?«. Aber dann verschwand das merkwürdige Geräusch auf einmal, und ich hörte die Stimme meiner Mutter so klar und deutlich, als würde sie neben mir sitzen.

»Hallo Mama, jetzt höre ich dich endlich«, sagte ich. »Televerket hat die Freischaltung offenbar nicht so gut hingekriegt.«

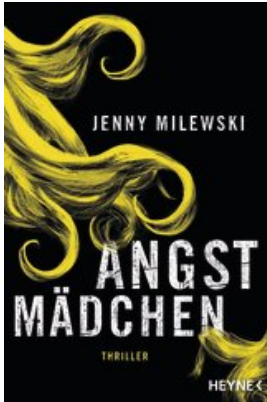
»Ja, das war ein ordentlicher Lärm«, sagte meine Mutter. »Aber sie hat ja irgendwann aufgelegt.«

»Sie? Von wem redest du?«

»Von dieser anderen Person in der Leitung. Manchmal passiert das ja, dass andere Gespräche irgendwie dazwischenfunken. Hast du das nicht gehört?«

»Nein, nur eine heftige Störung. Und du hast Stimmen gehört? Komisch.«

»Nur eine Stimme. Es war eine Frau, aber sie sprach nicht Schwedisch, ich habe kein Wort von dem verstanden, was sie gesagt hat. Aber genug davon. Wie geht es dir, Liebes? Ging alles gut beim Umzug?«



Jenny Milewski

Angstmädchen

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 336 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-43880-4

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2017

Die junge, schüchterne Malin zieht in ein Studentenwohnheim ein. Zu ihrer großen Freude bekommt sie das einzige Zimmer, das über eine Badewanne verfügt. Doch dann erfährt sie, dass sich darin ein Mädchen namens Yuko die Pulsadern aufgeschnitten hat. Kurz darauf findet Malin Haarbüschel, die nicht von ihr stammen können, und als sie eines Nachts eine blasse Gestalt sieht, wird ihr klar, dass etwas in ihr Leben getreten ist, das sie nicht mehr loswird. Etwas, das ihr Angst macht – das auf sie wartet – wo immer sie auch hingeh...

 [Der Titel im Katalog](#)